

Ein Basler in Spanien, der Maler Emmanuel R. Vischer

Autor(en): Felix Tappolet

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1956

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/eedd4116-6ae7-4fd1-b4ef-4bbfc13bac64>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Ein Basler in Spanien, der Maler Emmanuel R. Vischer

Von Felix Tappolet

Unser Anliegen ist, einen Sohn Basels in Erinnerung zu rufen, der eigentlich ein Unbekannter geblieben ist, seitdem er am 5. August 1936 im Spanischen Bürgerkrieg den Soldatentod erlitten hat. Sein Leben beweist, daß die Gegensätze Basel und Sevilla sich verbinden lassen. Emmanuel Vischer hat beide Städte heiß geliebt. In seinem malerischen Oeuvre klingt in eins zusammen, was sonst weit auseinander liegt.

Emmanuel Rudolf Vischer ist am 4. September 1901 in Basel zur Welt gekommen.

Das letzte Drittel der Friedenszeit zwischen 1871 und 1914 hatte eben begonnen. Die bürgerliche Aisance hatte eine seltene Höhe erreicht, Traditionelles und Fortschrittliches hielten sich die Waage, das alte Jahrhundert war vorbei, aber nicht erledigt, das Gesicht des neuen war noch nicht zu erkennen.

Die Technik hatte damals noch nicht den Grad des Dämonisch-Überwältigenden erreicht, der uns heute zu schafnicht übertönt durch den Lärm der Motoren in der Luft und fen macht. Das Flöten der Amseln in den Gärten wurde noch auf den Straßen. Noch nisteten Storchpaare auf Häuserfirsten und Fabrikkaminen, und noch bestand, in beträchtlichem Umfange, jenes Fluidum des Vertrauens zwischen einer tonangebenden Schicht und dem eigentlichen Bürgertum. Die grausame Prüfung des Jahres 1833 lag so weit zurück, daß deren segensreiche Wirkungen spürbarer waren als die schmerzlichen.

Emmanuel Vischer bedurfte der patriarchalisch-schützenden Atmosphäre um so mehr, als er das Unglück hatte, im Alter von drei Jahren seinen Vater durch einen Unfall beim

Reiten zu verlieren. Er war das einzige Kind seiner Eltern. Seine Mutter, eine ungewöhnlich temperamentvolle und schöne Frau, entschloß sich, Operationsschwester zu werden. Im großen, unendlich stimmungsvollen Hause seiner Großeltern Passavant-Allemandi, dessen Atmosphäre durch die Gegenwart einer gleichaltrigen Cousine erheitert und verschönt worden ist, hat der Knabe den beglückenden Pol in der Erscheinungen Flucht finden dürfen.

Großvater Emmanuel Passavant, Inhaber einer Privatbank, war ein eigenwillig-vorzüglicher Mäzen und Sammler. Mit Frank Buchser z. B. verband ihn eine besondere Freundschaft. Ein Gespräch mit E. Passavant ist ein wahrhaft unvergeßlicher Genuß gewesen. Eine witzig-scharfe Bemerkung folgte der andern, und das geschah nicht, um geistreich zu wirken, sondern aus jener französisch-aristokratischen Skepsis heraus, die den Stolz und den Willen zur Unabhängigkeit nach außen hin abschirmt. Er war kein Freund der modernen Tendenzen, am wenigsten in der Kunst. Und doch ist in einem tieferen Sinne mehr Befreiendes von seinem Wesen ausgegangen als von manchem bravourösen Vorkämpfer in der Arena der Politik. Denn er war mutig und aufrichtig. Durch seine Mutter ist E. Passavant ein Neveu des großen J. J. Bachofen gewesen. Auch ist es nicht ohne Reiz, zu wissen, daß diese gallisch-pointierte, aber kernige Persönlichkeit mit General Ulrich Wille befreundet gewesen ist. Seine Gattin entstammte der romantischen Ehe eines italienischen Generals — der zugleich schweizerischer Oberst war — und einer Baslerin. Emilie Passavant-Allemandi war eine Dame, deren südländisch-beweglicher Charme einem in der Basler Luft hat zum Erlebnis werden können. Nur ein Finsterling vermöchte zu behaupten, Vischer habe eine freudlose Jugend verlebt. Es zeugt aber von seinem liebevollen Gemüt, daß er es stark empfunden hat, bei Verwandten und bei Freunden Herzlichkeit zu spüren, nachher aber ohne den munteren Trubel von Geschwistern und ohne die innige Liebe eines stolzen Vaters zu Bett gehen zu müssen. Diese Wunde hat im späteren Leben nicht unentwegt weh getan — aber verarbt ist sie nie.

Vischer war ein lebhafter, gesunder Knabe mit dunkeln Haaren und einem schönen ruhigen Blick aus lang-bewimperten, tiefblauen Augen.

Das Band der Liebe zwischen Mutter und Sohn ist sehr stark gewesen. Nach Vischers eigenen Worten hat oft die Nuance des Kameradschaftlichen überwogen — bürgerlicher Wärme abhold, sind zwei sprühend-intensive Naturen der spannungsvollen Auseinandersetzung mehr zugetan gewesen als der trügerischen Herz-Seelen-Einigheit.

Nach dem Besuch der Freien Evangelischen Volksschule beim Kirschgarten ist Vischer 8 Jahre lang im Humanistischen Gymnasium aufs beste gebildet worden, seine Mitgliedschaft in der Paedagogia und im Gymnasial-Turnverein hat in ihrer Weise nicht wenig dazu beigetragen, die Spannungen der Entwicklungsjahre zu harmonisieren.

Die Maturität bestand er mühelos. Wohl ohne langes Grübeln hat er das Studium der Jurisprudenz gewählt — Theophil Vischer, sein Vater, ist Advokat und Notar gewesen.

Die beinahe unablässig aus dem Elsaß während Jahren herübergrollende Sprache der Kanonen war verstummt. Langsam öffneten sich die Landesgrenzen wieder, und Vischer zog mit zwei gleichfalls Jurisprudenz studierenden Freunden für das Sommersemester 1920 an die Universität Montpellier.

Er befand sich nicht zum erstenmal im Süden. Auch bänden ihn und seine Mutter, aus der Zeit vor 1914, romantische Erinnerungen schönster Art an den Aufenthalt in einer Villa am Comersee. Nun war er ein junger Mann, vibrierend von Einfällen und Lebensfreude, baslerischer Geborgenheit entronnen, nach Weite und Überraschung sich sehnend.

Als das Semester beendet war, hat Vischer sich zu einer Reise nach Spanien aufgemacht. Eigentlich wollte er bloß das benachbarte Barcelona kennenlernen und hat — eine Welt entdeckt. Die sommerliche Wärme vermag südlich der Pyrenäen böartige Formen anzunehmen. Vischer achtete ihrer nicht. Er ist untergetaucht in das geistig-seelische Klima des Landes, in welchem der Stolz einen tieferen Sinn hat als irgendwo sonst. Wo die Quadratur des Zirkels gelöst ist

insofern, als die Menschen es fertigbringen, zugleich ganz stolz und ganz graziös, ganz feurig und ganz kühl, völlig aufrichtig und ganz verschlossen zu sein.

Was ist Stolz?! Es ist der Wille, die stärksten Erlebnisse mit keinem teilen zu wollen — um ihre Stärke zu bewahren. Geteilte Freude — doppelte Freude?! Dies Wort ist keinem Spanier eingefallen! Der Spanier weiß primär, daß der Mensch seelisch am weitesten kommt, wenn er fanatisch diejenige Nuance festhält, die unverwechselbar *seinen* Empfindungen und Gefühlen anhaftet. Er sucht — extrem formuliert — nicht Gleich-Gesinnte, sondern Mit-Streiter. Mauren, Ketzer, Juden, Napoleon galt es zu bekämpfen. Die Damazenerklinge ist ein Symbol der iberischen Welt. Ritterlich sein heißt — handeln, nicht reden.

Vischer, aufs tiefste gepackt, handelte. Er reiste nach Madrid, nach Granada, Córdoba, Sevilla. Er reiste mit der Eisenbahn, aber sein Herz flog voraus.

Und als er nach einigen Wochen nach Basel zurückkehrte, überreich an Impressionen, stellte er seinen Lebensplan um. Die Jurisprudenz hat er eingetauscht gegen eine kaufmännische Lehre in der Ciba — Großvater Em. Passavant war damals Präsident des Verwaltungsrates —, um eventuell eines Tages Vertreter dieses Unternehmens in einer spanischen Stadt sein zu können. Drei Jahre dauerte die Konfrontation eines drängenden Temperamentes mit einer kaufmännischen Lehre. Am meisten freute ihn daran die Praxis, die er in einem Färberei-Laboratorium zu absolvieren hatte. Die betreffenden Bureauvorsteher hingegen mag oft das unbehagliche Gefühl beschlichen haben, ein Rennpferd sei in ihre Arbeitsräume eingedrungen! In der Zofingia und im Militärdienst bot sich für Vischer die Möglichkeit, Geist, Seele und Körper zu erfrischen.

Entgegen den Wünschen von Verwandten und Freunden wählte er als Waffe die Infanterie, nicht die Kavallerie. Die Infanterie ist ihm, wie er sagte, «zünftiger» erschienen, und damit meinte er wesentlicher, irgendwie vaterländischer auf phrasenlose Art und Weise. Ein allen Eventualitäten gewachsener, nach oben wie nach unten Vertrauen einflößender In-

fanterieoberleutnant imponiere ihm am meisten, hat er einmal geäußert. Damit würdigte er die militärische und menschliche Reife, die bar ist jeden falschen Ehrgeizes. Die Aspirantenklasse, in die er geraten war, wurde von einem der rassistigsten und später als Divisionär und Korpskommandant gefürchtetsten Offiziere geleitet. Vischers hoher und schlanker Wuchs hat damals alle Zähigkeit von ihm gefordert. Er war ein hervorragender Schütze und ein Säbelfechter von Format.

Nach Ostern 1924 ist er von der Ciba zur weiteren Ausbildung nach Leicester in England geschickt worden. Zweifellos hat ihm die großartige britische Gelassenheit, die auf den ersten Anhub als Gefühlsarmut erscheinen mag, sehr zu schaffen gemacht. Einmal ließ sie ihn stärker als je zuvor des eigenen Feuers in seiner Brust innwerden. Dann ist ihm damals deutlich geworden, daß nur derjenige sich durchzusetzen vermag, der zentral mit seinem Beruf übereinstimmt. Und zum Kaufmann ist Vischer nun einmal *nicht* geboren gewesen! Die Empire-Exhibition in Wembley hat die Sehnsucht nach unbeschwerten, romantischeren Himmelsstrichen noch verstärkt — nicht zuletzt vermochte dies eine schöne kapriziöse Inderin, deren Freundschaft und Liebe ihn entzückte.

Eine kurze quälende Periode des Schwankens folgte. Seiner hochgespannten, ebenso sensiblen wie aktiven Natur war jede Ungewißheit ein Greuel. Mit federndem Unmut hat er auf solche Situationen reagiert.

Er ist nach Basel gefahren, um sich mit einem älteren Kunstmaler, den er flüchtig kennengelernt hatte, zu besprechen. Ob in seinen bisherigen zeichnerischen und malerischen Proben die Legitimation zum Beruf eines Künstlers stecke? Seiner Verantwortung bewußt, hat sich der von Vischer erkorene Mentor sehr vorsichtig ausgedrückt, nicht aber negativ.

Nun hat Vischer den Sprung gewagt. Die Privilegien seines Daseins sind mit einem Male «eingesetzt» worden: die materielle Unabhängigkeit, die ungemaine Begabtheit, seine im Temperament gipfelnde Vitalität. Die patrizische Herkunft ist im Paris der Bohémiens, wohin er sich zur Ausbil-

ding als Maler begeben hat, gleichsam ausgewischt worden. Seine Erscheinung und sein Charakter sind «an die Stelle getreten».

Im vorrevolutionären Frankreich hat eine Herzogin ihrem das väterliche Schloß verlassenden Sohn folgende Worte mit auf den Weg gegeben: «Mon fils, tu portes un des plus grands noms de France, ta fortune est immense, tu as même de l'esprit — tâche donc de te faire pardonner tout cela!»

Vischer verfügte über die nicht zu häufige Fähigkeit, ganz klar zu wissen, wo er jeweils stand; im allgemeinen und im besonderen. Das Chevalleresk-Höfliche z. B., das nicht bloß seinen Worten innewohnte, das seiner Gestalt und den markant-anmutigen Bewegungen entsprang, ist überaus gewinnend, ja faszinierend gewesen. Der erste Eindruck konnte — für gewisse Gemüter — «blendend» sein. In Wirklichkeit war Vischer das Gegenteil eines Blenders. Niemand ist ihm gerecht geworden, der dies nicht gemerkt hat.

Seine Begabung im Sprachlichen lag auf dieser Linie. In erstaunlich kurzer Zeit hat er sich des Englischen und des Spanischen bemächtigt. Die Energie seines Einfühlungsvermögens schreckte gleichsam vor keiner Eigentümlichkeit, vor keiner Färbung im Tonfall und im Duktus zurück. Es sei erwähnt, daß einmal die Äußerung gefallen ist, ein solches Eindringen in die Falten einer Fremdsprache könne wohl nur aus Charakterlosigkeit erklärt werden . . . Welch echter, zum Glück geräuschloser Schildbürgerstreich!

Der baslerische Witz, diese Frucht aus Selbstkritik und graziöser Selbstverteidigung, war Vischer in hohem Maße eigen. Er hat aber diese Gabe nicht zu Tode geritten. Bei ihm ist der Witz nicht zum Selbstzweck geworden, nicht in Selbstgefälligkeit erstickt. Vischer hatte eine Vorliebe für starke, kämpferische Auseinandersetzungen im Gespräch, nicht um zu glänzen, sondern um Unmittelbarkeit, Offenheit, Ganzheit zu erleben. Danach hat sein Herz verlangt.

Dies aber, zusammen mit dem Willen zum Gestalten, zur Form, macht einen Menschen zum Künstler!

Verschiedene Akademien auf dem linken Seine-Ufer haben Vischer als Schüler gesehen.

Vischers malerische «Handschrift», seine Weise, die Welt der sichtbaren Erscheinungen auf eine Fläche zu bannen, war diejenige eines Liebhabers der Deutlichkeit. Sein Lebensgefühl ist viel zu dynamisch gewesen, als daß solche Tendenz in kleinmeisterliche Exaktheit ausgeartet wäre. Für ihn stellte sich das Problem so: hier die Lust am Detail, dort der Wille, darüber hinaus zu wachsen ins Synthetisch-Gültige, ins Lösende. Cézanne ist ihm Vorbild geworden. An seiner Kunst stärkte sich Vischers Vertrauen, auf legitime, nicht auf revolutionäre Weise der Magie des Künstlerischen teilhaftig werden zu können. Denn Kunst ist Verwandlung. Ihre Voraussetzung heißt: Bereitschaft, sich verwandeln zu lassen.

Abends, nach der Arbeit, hat Vischer sich von russischen Künstlern und Emigranten am stärksten angezogen gefühlt. Das Abenteuerlich-Grenzenlose, das Gefährlich-Unbedenkliche der russischen Atmosphäre beseligte ihn. Es mag ihm auch lieb gewesen sein, in aller Zartheit abzutasten, wie Entwurzelte, Heimatlose mit einer neuen Existenz fertig werden. Snobismus ist ihm zuwider gewesen — aber es bereitete ihm Genugtuung, u. a. mit dem Vernichter Rasputins, mit Fürst Jussupoff und seiner Gemahlin bekannt zu werden.

Was war ihm seine neu gewonnene Freiheit wert, wenn sie die Tore nach Spanien nicht öffnete!

Im Herbst 1926 ist er nach Sevilla übersiedelt. Heute, dreißig Jahre danach, haben Verkehr, Film und Radio dazu beigetragen, die Zeitgenossen mit den Geheimnissen der Iberischen Halbinsel vertraut zu machen. Nur wenigen ist es vergönnt, während Jahren in sie einzudringen. Der Eindruck des unüberbrückbar Verschiedenen nimmt — merkwürdig genug — beim Verweilen eher zu als ab. Zigeunertänze und Stierkämpfe sind dort nicht rätselhafte Sensationen, sondern fugenlos eingeordnet in ein Ganzes, sie sind die Brennpunkte der spanischen Parabel. Die Spanier würden sie erfinden, wenn es sie noch nicht gäbe.

Vischer erlebte nun — im genauen Sinne des Wortes — das Gegenstück zu seiner Lehrzeit in Basel. Damals hat quälende Monotonie vorgeherrschet — nun strömte die Erfüllung zu allen Sinnen herein: Sonne, Farben, Leidenschaft, Festlich-



keit. Und alles individuell, extrem, aufreizend-pittoresk, zugleich aber geborgen, selbst die Armut, in der herrlichen andalusischen Landschaft, die keinen grausamen Winter kennt und wo patriarchalische Gesinnung echter ist als irgendwo sonst auf der Welt. Dem Stolz wohnt die Fähigkeit inne, den Untenstehenden ganz zu achten und den Hochgestellten freiwillig zu verehren. Geschenke, ja Almosen sind dann nicht demütigend. Der arabisch-mohammedanische Schicksalsbegriff hat auf spanischem, ehemals maurischem Boden eine wunderbare Form angenommen: man ergibt sich nicht untätig in sein Geschick — man liebt es, weil es das eigene ist.

Im Jahre 1923 hat Primo de Rivera eine Militärdiktatur errichten können. Er war Andalusier und vermochte Wuchtigkeit und Humor elegant zu verbinden. In den 6 Jahren seines Regimes hat sich in Spanien leben lassen, aber von einer Milderung der sozialen Gegensätze in den industrialisierten Provinzen kann nicht die Rede sein.

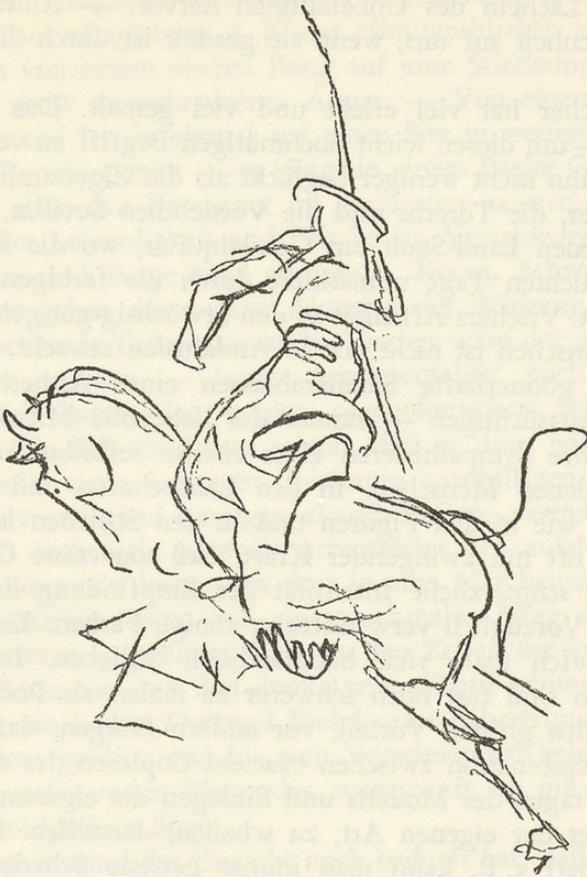
Andalusien selbst ist ein Fascinosum. Wo wäre ein Land zu finden, das der Vorstellung eines paradiesischen Daseins näher käme?! Das einschmeichelnde Klima — das kommt auch anderswo vor. Es sind die Menschen und ihre Sitten, die bezaubern. Das Nebeneinander von rustikaler Schwerblütigkeit und spielerischer, schelmischer Heiterkeit, von blitzender Leidenschaftlichkeit und von festlicher Anmut. — Die Basler sind bis zur Unbeliebtheit für ihren Witz berühmt. Auch die Andalusier sind witzig, aber auf breiterer Basis. Man stelle sich — nur für einen Augenblick! — vor, alle Basler wären Bauern. Dann wären es Andalusier.

Der italienische Typus ist uns wesentlich vertrauter. Es sei gestattet, ein Beispiel vorzuführen: Hans auf italienisch heißt Giovanni, auf spanisch Juàn. Ohne zu pressen, kann behauptet werden, das offenherzig-geschmeidig-Frohmutige finde in Giovanni seinen Ausdruck. Juàn, sprich chuàn, das ist herber, undurchdringlicher, distanzgebietender, drohender. Noch eine Gegenüberstellung: In Frankreich ist für die gesamte abendländische Menschheit mit letzter Schärfe um die Freiheit des Bürgers gerungen worden. Dem Spanier, vor

allem dem Andalusier, ist die *Würde* wichtiger als die Freiheit. Zu tief erdgebunden ist seine Seele, als daß ihr «Befreiung als solche» überhaupt begehrenswert erschiene. Er weiß um die Köstlichkeit von Bindungen. Zuwachs an Würdigkeit — also *innere* Freiheit! — gäbe ihm mehr. Bohrende, sprengende Intellektualität macht ihn mißtrauisch; wozu diese Säure! Also, mag ein Nichtspanier argumentieren, muß er bürgerlicher Sattheit in die Arme laufen! Nein. Napoleon hat gesagt: die Politik ist das Schicksal. Der Spanier sagt: Wo könnte das Schicksal sein, als in mir selbst? Aber nicht elegisch, grüblerisch, weinerlich, sondern mit sarkastischer Schärfe, eben mit Stolz, vermag ein Spanier sich selbst gegenüberzustehen. Die Inquisition hat sich gegen die Ketzer gerichtet. Aber Unerbittlichkeit — primär gegen sich selbst —, diese harte Tugend, ist nicht bloß von den Spaniern eines bestimmten Jahrhunderts geübt worden.

Das führt uns zum Stierkampf. Fanatismus und Dämonie sind Geschwister. Sie sind auf demselben Boden gewachsen, der Bereitschaft nämlich, dem Tod ins Auge zu blicken. Nur wer das Leben *so* tief und *so* kühn bejaht, wie der Spanier es tut, will sich immer wieder mit der Macht des Todes messen können.

Ein Stierkampf in der klassischen Arena von Sevilla ist auch deshalb eine unausschöpfbare Begebenheit, weil sich hier das kompetenteste, das kritischste Publikum einfindet. Die Zwiesprache, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zwischen den Kämpfern auf dem gelben Sand und dem auf der Schatten- und auf der Sonnenseite sich drängenden andalusischen Volk ist unvergeßlich dramatisch. Nicht eine Nuance entgeht den Kennerblicken dieser Männer und Frauen. Enthusiastischer Jubel, gutmütiges oder peitschendes Gelächter und atemraubende Stille lösen einander ab wie Naturkatastrophen. Gefordert sind zur Kühnheit gewordene Eleganz, bewußte Selbstvergessenheit, ein der Stierkraft adäquater männlicher Mut. Ein Torero, der sich hervortut, ist in solchem Maße der Held des Tages, daß wir uns in die Antike zurückversetzt wännen. Einem spanischen Granden, er sei ein Marquis oder ein Herzog, ist es eine Ehre, an der Seite eines berühmten Toreros gesehen zu werden.



«Picador», improvisierte Skizze von E. R. Vischer aus dem Jahre 1930.

Man braucht nicht in Spanien gewesen zu sein, um dem Toreros-Gemälde (s. Bild) entnehmen zu können, daß Vischer eingeweiht gewesen ist in die Magie der Corridas. Das todernst Rassige, das zuchtvoll beschwingt Freudige, mit einem Wort das zauberhaft Andalusische ist zum Bild geworden, zum Sinnbild. Wir sind versucht, zu sagen, dies sei schon nicht mehr die Huldigung eines Ausländers an den spanischen Genius, viel eher die ritterliche Dankbarkeit eines Ebenbürtigen. Mit Recht ruft lallender Enthusiasmus das mit-

leidige Lächeln des Unbeteiligten hervor. — Anders wirkt Ergriffenheit auf uns, wenn sie geadelt ist durch die Kunst.

Vischer hat viel erlebt und viel gemalt. Das einfache Volk — um diesen leicht hochmütigen Begriff zu verwenden — hat ihn nicht weniger beglückt als die Zigeunerinnen, die Zigeuner, die Toreros und die Vornehmen Sevillas, der viel besungenen Land-Stadt am Guadalquivir, wo die Romantik am helllichten Tage unmaskiert durch die farbigen Straßen schreitet. Vischers Affinität zu den urwüchsig-gut-gelaunt-derben Menschen ist nicht erst in Andalusien erwacht. Nie war es das gönnerhafte Sichherablassen eines Ästheten, eines Schönheitssüchtigen — immer das liebevolle Mitschwingen, das wahre Sympathisieren eines ebenso selbstbewußten wie bescheidenen Menschen. In den Landschafts- und Straßenbildern wie in den Figuren und in den Stilleben ist festgehalten, oft mit zwingender Kraft, daß souveräne Objektivität und schmerzliche Intensität der Empfindung ihm eigen waren. Vorzüglich verwendete er tonige Farben. Eine Briefstelle: «Ich male viel, hauptsächlich Stilleben. Ich finde, Stilleben sind fast noch schwerer zu malen als Porträts. Sie haben den großen Vorteil, vor andern Dingen, daß sie die beste Combination zwischen exactem Copieren der zeichnerischen Fragen des Modells und Einlegen des eigenen Charakters oder der eigenen Art, zu schauen, darstellen. Bei einer Landschaft z. B. kann man immer gewisse Schwierigkeiten phantasievoll unterdrücken, ohne damit geradezu zu mogeln, aber beim Stilleben muß man sich ans Modell halten, sonst hat es meiner Ansicht nach keinen Zweck, es zu malen, ohne aber stumpfsinnig zu kopieren, wobei das Schwierige ist, bis wo die Kopie gehen darf und wo die Phantasie eingreifen muß. Man lernt viel dabei, aber trotzdem scheint mir, daß ich weniger Fortschritte mache, als ich gern möchte. Man muß viel arbeiten resp. viel produzieren. Ich komme immer mehr auf diese Ansicht. Daneben habe ich aber immer ein oder zwei Bilder in Arbeit, an denen ich monatelang herum-dorke. — Es würde mich interessieren, gelegentlich von Deiner Arbeit zu erfahren. An was bist Du jetzt?» Er hat sich

an schwere Aufgaben herangewagt, besonders im Gebiet perspektivischer «Engpässe», z. B. das Hinunterblicken mehrerer Personen von einem oberen Rang auf eine Stierkampf-Szene in einer sonst menschenleeren Arena. — Von einem spanischen Freund hat er einmal auf einen Sitz in wenigen Stunden ein Porträt gemalt — es hängt in einem Basler Comptoir —, das, ohne den Beschauer im geringsten «anzuspringen», von großer Lebendigkeit und Frische ist. Verschiedene Töne von Grau und Beige sind eingesetzt, Braun, Schwarz und etwas Rot geben die starken Akzente; die Wirkung kommt ohne leuchtende Farben zustande. Vischer wäre der geborene Porträtist gewesen — weder Sentimentalität noch Selbstgefälligkeit haben den noblen psychologischen Scharfsinn getrübt. Die Selbstbildnisse zeigen, daß er dazu neigte, der Melancholie einen breiteren Spielraum zuzubilligen, als gut war. Die vorwiegend sonnigen «Landschaften» vermitteln die satte und doch nicht lastende Atmosphäre der andalusischen Luft. Unvermerkt kann man dort in eine Märchenstimmung versetzt werden, wenn auf einem schmalen Weg zwischen der ockerroten, gepflügten Erde an den Zeilen der knorrigen Olivenbäume hin, mit den dunkelgrün-silbern schimmernden Blättern, ein halbes Dutzend Esel lautlos dahertrippeln, von niemandem geführt und bis zum Verschwinden beladen mit einem querliegenden Netz, das ausgestopft ist mit gehäckseltem goldgelbem Stroh.

Wenn jemand der Einsicht noch bedurft hat, daß aktives, «führendes» Sichverhalten seinen Träger weniger ermüdet als passives Dahinleben, so hat er sich an Vischers Existenz Belehrung holen können. Konstitutionelle Zähigkeit und un-gemeine Aisance in der Intensität brachten es zuwege, daß ein ungesundes Schlafvermögen ihn zu den strapaziösesten Unternehmungen je und je frisch gemacht hat. So paradox es auf den ersten Blick erscheinen mag, dieser von Privilegiertheit getragene, genau seiner Laune gemäß lebende Mann hat sich nicht gehen lassen. Seine ungewöhnliche Genußfähigkeit hat nie in genießerische Satttheit eingemündet. Immer wieder reizte es ihn, den Rahmen seiner Vitalität und seiner Begabtheit zu sprengen, auf den Boden seiner Möglichkeiten

sehen zu können. Es war nicht leicht für Vischer, die Schwierigkeiten zum Kampf zu stellen! Es war, wie wenn sie bei seinem Auftauchen scharenweise die Flucht ergriffen hätten. Der kleine Knirps ist in der Klavierstunde ohne Noten angekommen; unnötig zu sagen, daß er «spielend» trommeln gelernt hat und ein ausgezeichneter Tambour gewesen ist. Den Köchinnen ist himmelangst geworden, wenn er die Küche betreten hat, denn er war Meister in der Kochkunst. Von seiner Sprachbegabung ist schon die Rede gewesen. Als sich die Cousine, die bei den Großeltern Passavant-Allemandi aufgewachsen ist, Anfang der zwanziger Jahre verheiratet hat, ist Emmanuel Vischer daran gegangen, ihr und ihren Lieben Krippenfiguren zu schnitzen. Wer das Glück gehabt hat, ihn an diesem Werk zu treffen, konnte überrascht sein. Intensität ist man an ihm gewohnt gewesen, nicht aber solche glühende Versenktheit! Er hat diese weder vor- noch nachher geübte Tätigkeit, die letzte Umsicht, Vorsicht und Klugheit im Künstlerischen erheischt, zu Ende geführt. Alle, welche die Figuren zu sehen bekommen, haben Mühe zu glauben, daß der Künstler als Schnitzer ein Amateur gewesen ist. Ganz zu schweigen von der herben Innigkeit, dem subtilen Humor und der herrlichen Grazie, die ihnen entströmt! Maria und Joseph sind Spanier, das kann uns nicht wundernehmen. Erst auf die inständige Bitte seiner Cousine hin hat Vischer das Jesuskindlein geschnitzt — er sei dem nicht gewachsen, meinte er.

Vischer am Klavier, welch moussierend-packendes, edles Spiel! Eine Rhapsodie von Liszt, ohne Noten mit beherrschtem Elan vorgetragen, vermochte den Hörer auch deshalb gefangenzunehmen, weil das Spiel frei war von jeder Präntention. In Paris, vor seiner Übersiedelung nach Sevilla, hat er übrigens eine Zeitlang seinen Unterhalt als Pianist und als Tänzer verdient; es machte ihm Freude, sein Können «umzusetzen». Einem Freunde gegenüber hat Vischer einmal die Äußerung getan, es sei ihm lieb, von Zeit zu Zeit die «Eroica» zu hören, weil es ihm gelinge, von Mal zu Mal die eigene innere Entwicklung zu erkennen.

Niemand wird erstaunt sein, daß Vischer seine Mitmen-

schen nicht behelligt hat, auch seine Freunde nicht, mit dem, was an quälend Unbefriedigtem in ihm arbeitete. Der Schatten, der neben ihm herging, war die Melancholie. Es bleibe offen, wo ihre Wurzel lag — ob das mangelnde Familienleben in der Jugend dahinter steht oder die für sein Naturell beinahe unerträgliche Einsicht, daß letzte Erfüllung nicht im Irdischen zu finden ist.

In unseren Tagen, da so viele althergebrachte Vorstellungen durch die Mühle gelassen werden, ist es reizvoll, zu beobachten, wie es dem Begriff des Aristokratischen ergangen ist. Von einigen snobistischen Zutaten abgesehen, ist er ziemlich heil davongekommen! Weshalb wohl? Weil er mit dem zutiefst sitzenden Willen zur Individuation, zur Unverwechselbarkeit zusammenfällt. Emmanuel Vischer ist von Geburt und von Gesinnung Aristokrat gewesen — de pur sang, möchte man hinzufügen. Das Stählerne, das Hochsensible und das Vitale in ihm sind nicht unentwegt gut miteinander ausgekommen. Aber Zimmerlichkeit war ihm fremd, und letzten Endes ist er mit Schwachheiten so oder so fertig geworden.

Das Vischer auszeichnende, lautlose, ihn ganz ausfüllende Lachen ließ erkennen, obschon nur indirekt, daß unauschöpfbare Energien sein eigen waren. Sein allen Freunden spontan erinnerlicher, akzentuiert-rhythmischer Gang vermittelte unzweideutig, daß Eleganz ihm im Blut lag; so wirkte sie überzeugend, nicht gewollt.

Vermutlich wird auch heute noch in Spanien mehr geritten als in andern europäischen Ländern. Vischer verfügte über eine genuine Beziehung zum Pferd. Kenner- und Künstlerauge waren hier eins. Die spanische Manier zu reiten, von der englischen stark abweichend, paßte ihm gut. Er hat meist mehrere Reitpferde zugleich gehalten, herrliche Tiere waren darunter. Ende der zwanziger Jahre hat er, mit Einwilligung der schweizerischen Behörden, eine Sendung von spanischen Pferden in die Schweiz zuwege gebracht; er hoffte, der Kavallerie unserer Armee einen Dienst zu erweisen. Leider hat sich diese Rasse für unser Klima und Gelände als nicht brauchbar erwiesen. Einige Jahre später hat Vischer sich an die

Züchtung edler Pferde herangewagt. Er kreuzte ein spanisches Vollblut mit anglo-spanischen Stuten.

Im neutral gebliebenen Spanien sind während des ersten Weltkrieges viele Leute reich geworden. Um so rascher näherte sich das Land den Wirbeln sozialer Konflikte. Andalusien hat auf dieser Front weder an erster noch an zweiter Stelle gestanden; im industriellen Norden und in Madrid sind die Entscheidungen gefallen. Aber gegärt hat es auch im Süden.

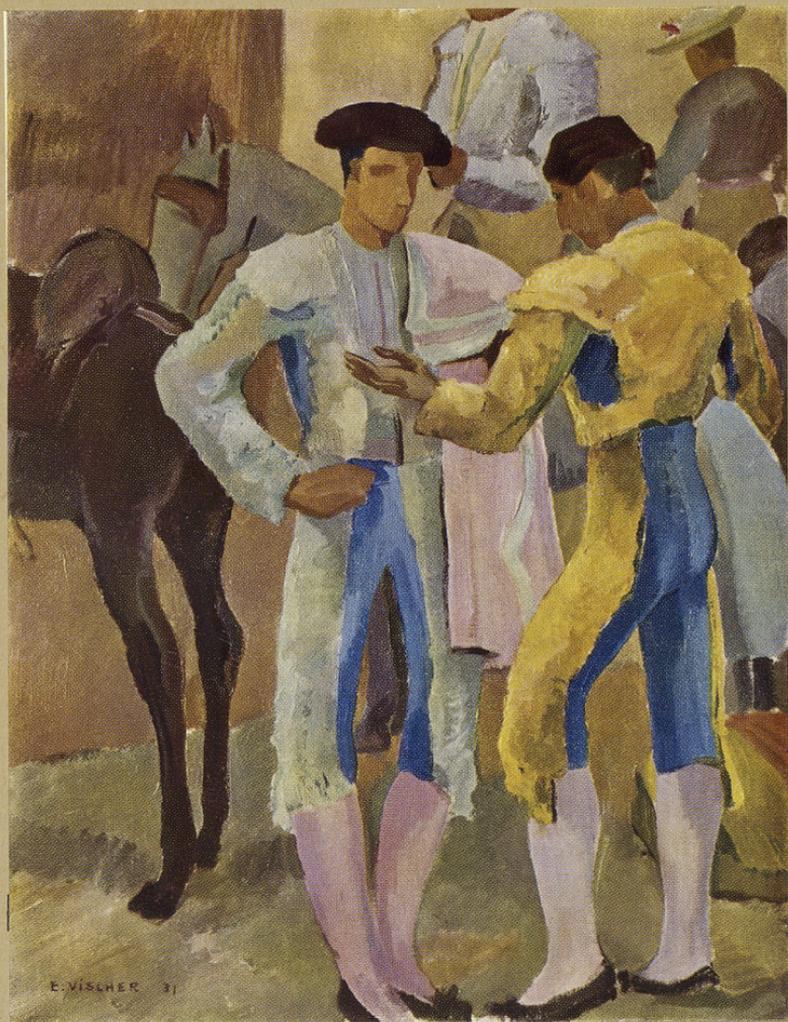
Fünf Jahre lang hat Sevillas köstliches Ambiente Vischer befähigt, zu malen, zu gestalten. Als Alfonso XIII. sein Land hat verlassen müssen, durch eine Hintertüre, ist dem Fluidum des Patriarchalischen, für eine Zeitlang wenigstens, die Luft genommen worden. Sinnlosigkeit starrte vielen ins Gesicht. Vischer war zu objektiv und zu gescheit, um die Mängel der Konservativen zu übersehen. Er nahm Fühlung mit Führern der Sozialistischen Partei und hat daraufhin namhafte Summen der Kasse dieser Bewegung zukommen lassen — in der loyalen Meinung, dem Lande sei ein Dienst erwiesen, wenn ein sozialistisches Interregnum eine politische Wiedergeburt einleite.

Der Gedanke war an sich nicht falsch. Er ist aber zugleich der Ausdruck gewesen von Verzweiflung. Vom Zwiespalt zumindest, mit dem Vischer zu ringen hatte. Hier war seine tiefe Verbundenheit mit dem ewigen Andalusien, dem Nährboden seines künstlerischen Bemühens — dort die nicht wegzuwischende Realität der anti-patriarchalischen Strömung. Und weil diese — aus guten und aus schlechten Gründen — immer mächtiger geworden ist, hat sich Vischer entschlossen, zu handeln.

Er hat den größten Teil seines ansehnlichen Vermögens in Land, Vieh und Betriebskapital umgewandelt. Weil die Welt der Landjunker Risse bekommen hatte, sah er sich veranlaßt, selbst in die Bresche zu springen.

Pferde, Milch, Oliven und Fleisch waren die Erzeugnisse

Dank dem Entgegenkommen einiger Freunde von Emmanuel Vischer ist es dem Verleger des Basler Jahrbuches möglich geworden, das «Toreros»-Gemälde farbig zu reproduzieren.



der Ländereien, die er teils gekauft, teils gemietet hat. Innert weniger Jahre ist er mit ca. 100 Milchkühen, meist holländischer Rasse, der größte Produzent dieser Branche in Sevilla geworden. Die überaus schmucken, gelben Milchwäglein der «Vaquería la Hispano-Suiza Manolo Vischer-Passavant» waren die Freude vieler Sevillaner und ein Dorn in den Augen der Konkurrenz. Vischers Vielseitigkeit, sein praktischer Sinn, sein rasches Disponieren waren die Aktiva des Unternehmens, nicht zuletzt seine Beliebtheit bei den Angestellten. Vischer wußte die Leute zu nehmen, er war ein gerechter Herr. Unbezahlbar, wie er seinem Viehhändler, einem Halbzigeuner und göttlichen Schlaumeier, «die Kappe gewaschen» hat, wenn dieser, aus Lässigkeit oder aus Verrat, günstige Gelegenheiten zu Ankauf oder Verkauf verpaßt hat! In die Enge gedrängt, hat dann der Sancho Pansa versucht, den zu Unrecht beleidigten Grandseigneur zu mimen — was Vischer von neuem Anlaß gab, ihm alle Schande ins Gesicht zu sagen. Nur wer niemals das Glück gehabt hat, von Andalusiens Geist einen Hauch zu spüren, kann auf die ausgefallene Idee kommen, damit seien die geschäftlichen und menschlichen Beziehungen zwischen den Duellanten zu Ende gewesen!

Irgendwie erträgt aber die Landwirtschaft keine Plötzlichkeit. Obschon Vischer von innen heraus ein Landedelmann gewesen ist, er war es nicht ausschließlich. Äußerlich ist er der neuen und gewaltigen Aufgabe gewachsen gewesen — das hat er bewiesen —, aber hat er das Künstlerische in sich einfach aufs Eis legen können?! Eben nicht. Er war sensibel und reizbar, hat jedoch seine Nerven herrisch dominiert — das Unterdrücken des *malerischen* Impulses aber zermürbte ihn. Er war zu sehr aus einem Guß, zu aktiv, um beides nebeneinander ausüben zu können. Ganz abgesehen davon, daß die Ausdehnung des Betriebes seinen Tag bis zum Rande gefüllt hat.

Unterdessen haben die sozialen Spannungen an Schärfe zugenommen. Extreme Forderungen, Löhne und Arbeitszeit betreffend, häuften sich. Der gefürchtete Bazillus Bang hat seine Herde heimgesucht, grausame Lücken reißend. Vischer wehrte sich heroisch.

Dann kamen die Wahlen von Mitte Februar 1936, mit dem Sieg der Linken und der Panik der Rechten. Terror machte sich breit. Schamlose Diebstähle von Vieh und Stroh gehörten zur Tagesordnung. Vischer hat mit einigen Getreuen viele Nächte hindurch, bis zu den Zähnen bewaffnet, draußen auf der Lauer gelegen. Ein reicher Maultierhändler, mit Vischer gut bekannt, ist in der Straßenbahn, ein Enkelkind im Arme haltend, von einem seiner Arbeiter erdolcht worden.

Franco erschien auf dem Plan, und die Schrecken des Bürgerkrieges setzten ein. Wie eine Erlösung muß Vischer die Möglichkeit vorgekommen sein, persönlich mittun zu können. Er bestellte sein Haus und hat Abschied genommen von Carmen, der schönen und liebevollen Andalusierin, mit welcher er seit mehreren Jahren zusammenlebte, großzügig für sie und ihre beiden Kinder aus der Ehe sorgend, der Carmen entflohen war, deren gesetzliche Auflösung aber nicht hat erreicht werden können. Vor dem Erlaß des bundesrätlichen Verbotes zog er mit Francos Truppen nach Norden.

Auf einer Anhöhe bei Córdoba, von wo der Blick die herrliche Tiefebene Andalusiens umfaßt, ist er kämpfend gefallen. Spanische Freunde haben seine sterbliche Hülle in sevillanischer Erde beigesetzt.

Fünfunddreißig Jahre hat dieses Leben gewährt. Es hebt sich ab, innerlich und äußerlich. Sein Zauber beruht darauf, daß es ohne Pose sich entwickelt hat. Vischers Unmittelbarkeit, das Herzlich-Packende, das Lustvoll-Mitreisende, das Liebevoll-Zuverlässige hat keinen, der ihm begegnet ist, gleichgültig gelassen. Er war ein ganzer Mensch, nehmt alles nur in allem.

Er hat auch die Fehler nicht bloß halb gemacht. In seiner Beziehung zu den Frauen wurde deutlich, daß nicht Harmonie, sondern Intensität seine Triebfeder war. Da ist er ein merkwürdig schlechter Psychologe gewesen; Ritterlichkeit und Grazie wurden oft durchkreuzt von Ungeduld und herrischer Sinnlichkeit. Die Frauen hatten manches Mal Grund, auf seine Freunde neidisch zu sein. Freunde?! Natürlich hat ein

Reicher viele Freunde . . . ! Wenn je, so ist es der *innere* Reichtum gewesen, der ihm Freunde, gute Freunde, verschafft hat. Und wenn je, so trifft es bei Vischer zu, daß er in allen Schichten Freunde gehabt hat.

Er ist ein Fasnächtler von Geblüt gewesen. Vom Morgenstreich bis tief in die Nacht des Mittwochs hinein als Tambour mitzumachen, hat ihn nicht gehindert, immer wieder an Maskenbällen erste Preise für seine Kostüme zu erringen.

Seine Sprachenbegabung hat sich nicht nur instinktiv manifestiert; er besaß starke philologische Interessen. Gelesen hat er ziemlich viel. Die großen französischen Romaniers des 19. Jahrhunderts liebte er, über Léon Daudets impertinenten Ausspruch: «Ce stupide XIX^e siècle» hat er sich spottend empört. Daß er ein spanisches Standardwerk über Geschichte und Wesen der Stierkämpfe gelesen hat, versteht sich von selbst. Einen philosophisch und kunsthistorisch bewanderten Freund, auch einen hochmusikalischen, hat er ganz besonders ins Herz geschlossen, aber er hat sich nicht persönlich mit philosophischer Literatur auseinandergesetzt. Wichtigkeit lag ihm völlig fern. Den Geheimnissen der religiösen Sphäre hat er nicht ablehnend, aber scheu-abwartend gegenübergestanden.

Seine Briefe, oft durch Zeichnungen gewürzt, vermittelten einmal mehr, wie uneitel-intim sein Denken und Fühlen gewesen ist. Gelegentliche Gedichte waren nie lyrisch, aber meist von dem unverwechselbar Emmanuel Vischerschen Humor getragen.

Auch er hat die linke Hand nicht wissen lassen, was die rechte tat. Freude bereiten war ihm Lebensluft. Not zu lindern war bei ihm nie eine Geste, sondern eine Tat. Neben andern ist ein blinder Arbeitsloser im Süden Spaniens monatlang seiner Fürsorge teilhaftig geworden.

Eine Briefstelle über den Dahingeshiedenen von einer Freundin seiner Mutter:

«Charakterlich vornehm, großzügig, hilfsbereit, gerecht, einer lieblosen Handlung nicht fähig. Er liebte zeitweise, in einem derb-urwüchsigen Milieu Gast zu sein, aber nicht darin

unterzugehen. Er war ausgesprochen Gentleman. Spießbürgertum, enge Begriffe waren ihm unsympathisch.

Militärisch war er uninteressiert, politisch auf keine Partei und auf kein Land festgelegt. Deshalb kämpfte und fiel er auch in Spanien nicht aus militärischen Gründen, sondern in der Verteidigung dessen, was er hochstellte und liebte. Er war immer in dem Land zu Hause, in dem er sich gerade aufhielt, so daß man ihn in Frankreich für einen Franzosen, in Spanien für einen Spanier hielt. Er sprach jede Sprache ohne fremden Accent.

Wenn ich heute an Emmanuel Vischer denke, so sehe ich ihn spontan im Salon in der Langengasse am Flügel sitzen. Es war ein Sonntagnachmittag, und er hatte sich ganz der Musik hingeeben. Ich saß still in einer Sofaecke und hörte wohl eine Stunde zu und beobachtete ihn. Er spielte ohne Noten und war so vertieft in seine Musik, daß Gesichtsausdruck und Haltung mir von der Zeit gelöst schienen, verloren in einer andern Welt. Es war nicht nur die Wiedergabe eines Künstlers, sondern zugleich der Ausdruck eines innerlich und äußerlich vornehmen Menschen. Er erlebte das Vollendete in der Kunst und empfand dabei die Unzulänglichkeit des wirklichen Lebens. Und das war teilweise die Wurzel einer Schwermut, die mit sprühendem Temperament abwechselte.»

Von Balzac stammt das Wort: «Nous mourrons tous inconnus!» Diejenigen, die Emmanuel Vischer gut gekannt haben, können ihn nicht vergessen. Sie hüten die Erinnerung an ihn wie eine Kostbarkeit.